

Andreas Nohr **DER FASSDOKTOR**



Andreas Nohr

Der
FASSDOKTOR



Verlag J.H. Röll

Bibliographische Information Der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
Der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über:
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

©2008 Verlag J.H. Röhl GmbH, Dettelbach

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigungen aller Art, auch auszugsweise,
bedürfen der Zustimmung des Verlages.

Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.

Satz und Layout: Tobias Kellermann, J.H. Röhl Verlag

Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röhl GmbH

Umschlagbild: Weingut Georg Apfelbacher, Dettelbach

Überreste eines Fasses aus dem ehemaligen Würzburger Bratwurstherzle,
die nach der Bombardierung Würzburgs gerettet wurden.

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89754-276-1

Inhalt

- 7** Prooemium deducens
oder: einführendes Vorspiel
- 15** Morbus vini florentis
oder: die Weinblütenkrankheit
- 21** Morbus mercatoris depressi
oder: die Managerkrankheit
- 31** Morbus mulieris incertae
oder: die Krankheit der Ratlosigkeit
- 39** Morbus oculorum ridentium
oder: „Äugeln“
- 49** Morbus hominis miseri plorandi
oder: das Heulende Elend
- 59** Morbus venditoris casei
oder: Die Krankheit des französischen Käseverkäufers
- 69** Morbus artis vacuae
oder: die entleerte Kunst
- 75** Morbus orbae parentibus
oder: ein Waisenkind

- 85** Morbus occupationis abentis
oder: Die Krankheit der Unausgefülltheit
- 99** Morbus saporis brevis
oder: Die Krankheit des kurzen Geschmacks
- 111** Morbus pastoris monentis
oder: Die Krankheit des mahnenden Pfarrers
- 119** Morbus defensionis debilis
oder: die Krankheit des schwachen Widerstandes
- 131** Morbus stultitiae immensae
oder: Die Krankheit ungeheurer Dummheit
- 139** Cena
oder: Mittagessen
- 145** Divorcium
oder: Trennung
- 147** Consilia obscura
oder: Dunkle Pläne
- 153** Oppugnatio
oder: Belagerung
- 159** Expugnatio
oder: Erstürmung
- 163** Sanatio malorum per flexum aetatis insperatum
oder: Heilung von allem Übel durch eine unerwartete Lebenswende

Prooemium deducens

oder: einführendes Vorspiel

Lambert, der Fassdokter, hielt seine Sprechstunde am üblichen Ort: in seinem Fass. Dieses stand – mit seinen engen Bänken an den Fass-Innenseiten und dem schmalen Tisch dazwischen – groß und rund in dem rückwärtig gelegenen Raum einer alten Würzburger Weinstube. In welcher, wollte man gerne wissen, hier nur soviel: Es hätte jede sein können.

Von einem Nagel am Fasseingang herab hing der lange Umhang, in welchem man den Fassdokter in Würzburg kannte. Daneben, an einem weiteren Nagel befestigt, befand sich ein schlichtes Pappschild; darauf stand mit einfachen, handgemalten Buchstaben: „Der Fassdokter ist DA!“ Verließ Lambert das Fass, drehte er das Schild einfach um, dann las man: „Der Fassdokter ist NICHT da!“ Natürlich wäre ein solches Schild entbehrlich gewesen, man konnte An- und Abwesenheit des Fassdoktors auch so erkennen. Aber das Schild hing nun einmal da.

Wieder also saß Lambert, der Fassdokter, zur üblichen Zeit, nämlich am Abend, an seinem üblichen Ort, also im Fass, als ein Ehepaar herantrat, das aussah, als wären Maria und Joseph alt geworden. Lambert winkte die beiden Alten ins Fass hinein. Damit war das Fass bereits randvoll, höchstens hätte noch eine schmale Person an Lamberts Seite gepasst. Eine solche schmale Person gab es tatsächlich. Nur saß sie jetzt nicht da.

Woher Lambert gekommen war, wusste kein Mensch. Ich hätte das sicher herausbekommen können – aber wozu? Eine Rolle spielt ja nur, dass er plötzlich da war. Er wohnte in einem alten Bauwagen, der bei der Stadt Würzburg abgängig gewesen war. Wie Lambert daran gekommen sein mochte, weiß ich nicht. Seinen Bauwagen schob er mal hierhin, mal dorthin, meist in die Nähe einer städtischen Straßenbaustelle. Und da der Wagen noch immer einige Insignien seiner einstigen Hoheit besaß, fiel das niemandem auf, nicht einmal

einem Polizisten, was übrigens in keiner Weise gegen die Würzburger Polizei spricht, deren Aufmerksamkeit sonst ja nichts entgeht.

Der Fassdoktor – das Gemeine an dem Kerl war, dass er verdammt gut aussah: Kaum über dreißig Jahre alt hatte er ein Gesicht wie aus dem Bilderbuch italienischer Renaissancemaler; die Haare wuchsen ihm lang und lockig vom Kopf herunter; meist trug er ein weites Hemd und eine enge Hose, die in weichen Stiefeln verschwand, darüber jenen Umhang, den er während seiner Sprechstunden an den Nagel im Fass hängte. Modisch war das nicht. Aber es wirkte. Vor allem auf Frauen.

Er wusch sich oft in den Brunnen der Stadt; einmal habe ich ihn sogar mir nichts, dir nichts in den Franconia-Brunnen vor der Würzburger Residenz springen sehen – nackt, prustend, spritzend, dabei vor Vergnügen jauchzend, dann hüpfte er wieder heraus, schlüpfte, nass wie er war, in seine Kleider und zog seiner Wege – so ein Kerl war das!

Und im Winter? Ich weiß es nicht. Da er vor allem auf Frauen wirkte, wird er auch im Winter etwas gefunden haben. Nachher werden wir sehen, dass sich die Frage erübrigt; das aber hat mit Gisela zu tun, und so weit sind wir noch nicht.

Nun standen also gewissermaßen Maria und Joseph alt geworden vor dem Fass, „wir hören nichts von ihr. Sie ruft nicht an, sie kommt nicht nach Haus ...“, begann die alte Frau, Maria gewissermaßen.

„Dabei haben wir ihr gar nichts getan. Nur würden wir sie eben gerne manchmal sehen ...“, erklärte der Mann, also Joseph, dann wieder die Mutter Maria: „Sie ist doch unsere einzige Tochter!“

„So, so“, brummte Lambert und strich sich übers Haar. Dann sah er sich die beiden alten Leute genauer an – und lächelte.

Wovon Lambert lebte, wusste man nicht zunächst nicht recht. Irgendwann war er aus seinem Bauwagen herausgekommen, als wäre er schon immer hier, hatte erst auf der anderen Mainseite hoch vor der Festung gesessen, dann wieder vor der Residenz, dann dort an der Promenade am Mainufer, dann wieder vor dem hohen Würzburger Dom oder am Brunnen vor dem Grünen Baum, dem alten Würzburger Rathaus – und hatte zur Mandoline selbstverfasste Verse zu bekannten Melodien gesungen. Da hatte ihm so mancher gutmütig ein paar Münzen in seinen umgestülpten Schlapphut geworfen, mancher aber auch nicht, denn seine Lieder waren nicht immer brav. Viele waren ein wenig

spöttisch. Andere sogar bitter. Aber manche Lieder, vor allem, wenn er im Lusamgärtlein sang, klangen zart und schön, und wenn man ihn dort sitzen sah, erinnerte er in seiner altmodischen Tracht sehr an Walther von der Vogelweide, der dort im Lusamgärtlein begraben liegt. Da hätte man ihm gleich sein ganzes Geld in den Hut geworfen, nur – ausgerechnet im Lusamgärtlein stellte er seinen Hut nie auf, wenn er sang.

Um so berechtigter fragt man: Kann einer denn von so etwas leben?

Nun – als Künstler weiß ich selbst hinreichend genau, von wie wenig man leben kann. Lambert konnte es eben auch. Aber er hatte es nicht lange nötig. Denn bald begann der Wirt besagter Weinstube, ihn zu unterstützen. Zunächst aus Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft. Obwohl man sich das bei einem Wirt eigentlich kaum vorstellen kann. Später hat der Wirt den Fassdoktor immer noch unterstützt, aber nur noch aus Berechnung. Das kommt schon eher hin, denkt man. Aber bei dem, was ihm der Wirt nun gelegentlich zuschob, ging es gar nicht um Geld.

Sondern um das andere.

„Was macht denn Ihre Tochter?“ fragte Lambert nun die beiden Alten.

„Sie besitzt einen Buchhandel in Randersacker“, sagte die Mutter stolz.

„Da hat sie natürlich viel zu tun“, ergänzte der Vater, „ist auch viel unterwegs, hin und wieder sogar im Ausland – trotzdem ... Manchmal könnte sie wenigstens anrufen, wenn sie schon nicht vorbeikommt, und sagen, wie es ihr geht ...“

Lambert lächelte wieder aufmunternd.

Die meisten, die den Fassdoktor kannten und nicht zu enge Grenzen im Kopf hatten, mochten ihn leiden, nicht nur die Frauen. Allerdings hatte er auch unbequeme Seiten, war oft knurrig, vor allem aber hatte er es faustdick hinter den Ohren.

„Es ist nun so ...“, begann Lambert zögerlich, aber der alte Mann unterbrach ihn gleich: „Ja, ja, wir wissen, bestellen Sie nur!“

Lambert winkte dem dicken Wirt; der kam und notierte ein Essen und einen Schoppen Erlenbacher Krähenschnabel, Riesling, trocken.

Wie gesagt, es hatte damit begonnen, dass man die Verse mochte, die Lambert sang. Man wusste, es waren seine eigenen. Also hatte man mit der Zeit zu fragen begonnen, ob er nicht auch zu bestimmten Gelegenheiten etwas reimen konnte, zu einem Geburtstag etwa, einem Jubiläum, oder einer Fir-

menfeier. Das Ergebnis trug dann der jeweilige Gastgeber genüsslich vor, als hätte er es selbst gereimt – und strich die Anerkennung behaglich ein.

Das konnte er aber nicht lange. Denn die Wahrheit über den Urheber war schnell herum. Dafür ist Oskar verantwortlich gewesen, ein prächtiger Bursche, den man noch kennenlernen wird. Leider ist er unterdessen tot. Und wenn ich nicht irre, habe ich selbst ihn umgebracht. Oder wenigstens Hilfestellung dazu geleistet. Oder war ich es gar nicht? Wenn ich es aber doch gewesen bin: Bin ich es dann aus freien Stücken gewesen, oder war ich nur ein kleiner Dominostein in dem großen, geheimnisvollen Spiel eines ganz anderen? Manchmal erscheinen mir die Dinge, die da geschehen sind, so sonderbar, dass ich fast verwirrt bin ...

Jedenfalls: Da man Lambert nur allzu häufig im Wirtshaus antraf, wo er seine raren Einkünfte zu Brot und Wein machte, war man bald eben dorthin gekommen, wenn man Verse in Auftrag geben wollte. Und daraus war mit der Zeit tatsächlich eine reguläre „Sprechstunde“ geworden, die im Fass abgehalten wurde, weil das nun einmal Lamberts Lieblingsplatz geworden war. Immerhin war man ja in diesem rückwärtig gelegenen Teil der großen Gaststube auch einigermassen für sich.

Woher das Fass gekommen ist? Das wusste nicht einmal mehr der dicke Wirt; er hatte es mit der Wirtschaft zusammen übernommen und es darin belassen, denn man saß darin gewissermaßen wie in Abrahams Schoß – ja solche seltsamen Möblierungen gibt es in Würzburg noch heute.

Bald wollten die Besucher im Fass übrigens nicht mehr nur ihre bestellten Verse abholen, sondern begannen auch, manch anderen Ratschlag für allerlei Lebenslagen zu erbitten. Denn: Hatte man die Scheu vor seinen langen Haaren, seinem rauhen Mantel und seiner bisweilen brummigen Art erst überwunden, traute man ihm in der Tat so manches zu, wenn nicht alles, sogar guten Rat. Wieso? Keine Ahnung, aber so war das eben. Vielleicht hatte es damit zu tun, dass die sonstigen Ratgeber dieser Welt allesamt Fachidioten sind. Und zwar teure Fachidioten. Und die Krankenkassen ... ach Gott, ja ...

Preiswert war allerdings auch Lambert nicht. Aber ein Idiot – nein, das nun wirklich nicht.

Lambert wurde also mit der Zeit zu einer Art lebendiger „Briefkastentante“. Er war für solchen Kummer ansprechbar, mit dem man selbst nicht fertig wurde, ohne dass deshalb gleich ein Arzt zuständig war. „Sorgen sind

Zwischenbefindlichkeiten“, sagte er einmal, „Befindlichkeiten zwischen blühender Gesundheit und hinstreckender Krankheit. Und für solchen ‚Zwischen-Raum‘ ich bin die Müllabfuhr.“

Zum Glück bürgerte sich aber der Name „Fassdoktor“ ein.

„Und es gab nie ein Zerwürfnis mit Ihrer Tochter? Keinen Ärger? Keinerlei Streit?“ fragte Lambert Maria und Joseph, während er sein Schnitzel zersägte.

„Nein, nie ...“, sagte leise die alte Frau, die wie Maria aussah.

„Jedenfalls nichts, was über das übliche Maß hinausgegangen wäre ...“, ergänzte der alte Joseph, und Lambert wurde klar, dass hier kein Bruch die Entfernung verursacht hatte, sondern die Entfernung selbst das Problem war.

Lambert blickte fragend zu seinen beiden Klienten hinüber; die nickten, als sie sein leeres Glas sahen, und der Krähenschnabel aus der Flasche des Wirts fand sich vorübergehend in Lamberts Glas wieder.

Denn so war es rasch ungeschriebenes Gesetz geworden: Man beglich Lamberts Rat nicht mit Geld. Sondern man zahlte beim Wirt einfach seinen Wein und das Essen.

Mit der Zeit war Lambert mehr und mehr zur Institution geworden, von dem die Gastwirtschaft so sehr profitierte, dass Lambert nicht mehr nur auf das Mitleid des braven Wirts pochen musste, im Gegenteil, jetzt steigerte er dessen Umsatz. Und das nicht zu knapp! Der Wirt, der das nicht gerne sieht, muss erst noch geboren werden. Und später ... wie gesagt, man wird sehen.

Lambert sah die beiden Alten noch einmal lange und aufmerksam an. Dann sagte er plötzlich: „Geben Sie mir zwanzig Euro!“

Maria und Joseph sahen überrascht auf, beim Fassdoktor war es nie um Bargeld gegangen!

„Keine Sorge, es ist nicht für mich. Ich will nur Ihr Problem lösen“, beeilte Lambert sich, die beiden zu beruhigen, „und dann geben Sie mir noch die Adresse Ihrer Tochter.“

Die alte Frau schrieb die Adresse auf, während der Mann sein Portemonnaie aus der Hosentasche zog und zittrig einen Zwanzig-Euro-Schein herausfingerte. Adresse und Geld nahm Lambert an sich und nickte dann den Alten freundlich zu: Die Audienz war beendet. Verwundert gingen die beiden Alten davon.

Warum der Fassdoktor Geld nie in barer Münze nahm? „Es ist im Grunde so“, hat mir Lambert einmal gesagt, „dass ich verdammt gerne gut esse und noch lieber gut trinke. Nur eines mag ich nicht gerne: bezahlen. Abgesehen davon, dass ich ja auch nichts habe.“ Er war höchst zufrieden mit der Art, wie er sich von seinen Klienten durch den Wirt seinen Magen füllen ließ, ohne für seinen Rat das Geld auch nur aus der Ferne zu sehen.

„Und was ist mit Rentenbeiträgen?“ fragte ich einmal.

Da sah mich der Fassdoktor lange mit traurigen Augen an, dann sagte er: „Einer wie ich geht wohl kaum in Rente ...“

Keine Woche war übrigens vergangen, da kamen die beiden alten Leute wieder, selig: „Sie hat angerufen! Und war ganz lieb! Und hat sich entschuldigt, aber sie hat ja auch so viel zu tun!“ rief die Mutter, und wie gewohnt ergänzte der Vater: „Sie hat sogar versprochen, wieder anzurufen! Und bald wird sie uns sogar besuchen!“ – die beiden waren ganz aufgeregt. Und baten Lambert, er möge doch auf ihre Kosten ...

Aber jetzt fiel Lambert ihnen ins Wort: „... heute hatte ich schon genug Klienten, lassen Sie es beim Wirt gutschreiben!“ Denn mochte er Geld auch nicht gerne sehen, so konnte er doch gut damit umgehen: Mit Hilfe solcher Gutschriften überstand er die Schwankungen der Konjunktur, denen ja auch er unterworfen war, da nicht jedermann allezeit Vers oder Ratschlag benötigt.

Den glücklich abziehenden Eltern rief der Fassdoktor noch nach: „Wenn wieder einmal ein Lebenszeichen Ihrer Tochter zu lange ausbleibt – schicken Sie ihr einfach eine Flasche Wein, sonst nichts, keinen Brief, keinen Kommentar, gar nichts, nur die Flasche, Sie werden sehen: Das wirkt!“

Ich war von ferne Zeuge all dessen geworden. Natürlich ließ meine Neugier mich Lambert fragen, wie er solche Wende bewerkstelligt hatte.

Auf meine Frage griff der Fassdoktor in seine Umhängetasche, die neben ihm auf der Bank lag, und übergab mir wortlos einen Fetzen Papier, darauf hatte er gekritzelt:

„Der Lambert im Fass, zu dem sie kamen,
sich raten zu lassen in ihrer Ohnmacht,
der schickt Ihnen dieses, und zwar im Namen
des Vaters, der Mutter, der Heiligen Eintracht.“

In der Tat: Lambert, der nun ja mehr beriet als noch Reden oder Reime zu schreiben, hatte vom Verseschmieden so ganz nicht lassen können. Allerdings glaube ich, dass er besser riet als reimte.

Obiges Verslein jedenfalls hatte er tatsächlich an eine Flasche Ziegelangerer Ölschnabel gehängt – „eine 2000-er Bacchus-Auslese, ausdrucksvoll, lieblich und mit langem Nachhall!“ erläuterte Lambert – und ohne weiteres an die Adresse der Tochter geschickt. Und das hatte Wirkung gehabt, wie an den beiden Alten zu sehen gewesen war, unglaublich! Aber so ist es tatsächlich gewesen.

Wenn allerdings etwas stinkt, rieche ich es. Meistens. Manchmal. Diesmal jedenfalls. Also fragte ich Lambert: „Dieser ziegenlange Friedensschnabel ...“

„Ziegelangerer Ölschnabel“, sagte er, „ja, was ist damit?“

„Da kostet eine Flasche nicht mal zehn Euro, Sie haben Maria und Joseph aber zwanzig abge...“

„Ja, ich brauchte natürlich zwei Flaschen!“

„Wozu?“

„Die eine Flasche zum Verschicken. Die andere aber zum Probieren!“



1576

JULIUS-SPITAL

WEINSTUBEN

Morbus vini florentis

oder: die Weinblütenkrankheit

Den Fassdoktor und seine Praxis hatte ich erstmals kennengelernt, als mein Auto auf der Durchreise just auf der A 7 nahe Estenfeld zu ruckeln begann, und ich es mit Mühe noch bis Würzburg hinunter und dort zur erstbesten Werkstatt schaffte. Solange sich die Mechaniker meinem Auto widmeten, widmete ich mich dem Frankenwein. Mit jedem Glas mehr genoss ich die Schönheit der Mainstadt, die sanfte Friedfertigkeit ihrer Bewohner, die lässige Eleganz der Damen – rasch hatte mich die Stadt in ihren Bann gezogen. Wo, wenn nicht hier, sollte ich mir eine kleine Zeit der Erholung in diesem mörderischen Geschäft der literarischen Kunstproduktion einmal gönnen!

Spät in der Nacht kostete ich ein letztes Glas in einer alten Weinstube nahe der Hauger Stiftskirche, dann erging es mir wie meinem Auto, und ich erwachte am nächsten Morgen in einem der Fremdenzimmer des Wirts. Was wäre aus mir geworden, hätte er solche nicht besessen! Ich beschloss, von dem bohrenden Schmerz zwischen meinen Augen mich einige Tage in diesem Fremdenzimmer zu erholen und mich von dort aus nach weiteren Schönheiten der Stadt auf die Suche zu machen. Und dort, in eben dieser Weinstube meines Quartiers, traf ich auf Lambert, den Fassdoktor. Ihn lernte ich mit folgendem Fall kennen:

„Bitte, ein Gedicht, ein Lied, irgend etwas, das mich endlich einmal sichtbar macht! Bitte!“

Lambert sah auf: Ein schüchtern junger Mann sah ihn flehentlich an, ein bartloser Bubi, dessen Haare so kurz waren wie seine Ohren rot.

Lambert hielt fragend vier Finger hoch, „Nummer vier?“

„Wie?“ stotterte der junge Mann, und dann: „Ach ja, richtig, bitte sehr, gerne!“

„Nummer vier!“ brüllte Lambert aus seinem Fass in Richtung der Theke. Mein Gott, was hat mich damals und auch noch zu Beginn meines zweiten

Aufenthalts dort diese Brüllerei erschreckt! Denn ich kann es nicht anders sagen: Schriftsteller sind empfindsam. Also auch lärmempfindlich. Insofern ist der Auftritt von Ernst Blitz, der Lamberts Brüllen dämpfte, ein erheblicher Beitrag zur Rettung der Künste gewesen, doch dazu später.

Man wusste an der Theke Bescheid, der Meister wünschte heute den Rödelseer Küchenmeister, einen aromareichen, halbtrockenen Müller-Thurgau, eben: Nummer vier auf der Weinkarte.

Der Wein kam, Lambert trank, wie immer auf Kosten seiner Klienten.

„Und?“ fragte gespannt der schüchterne Jüngling.

Lambert setzte das Glas ab, „aaaaahhh“, sagte er genüsslich, „Zitrus und Aprikose – sehr gut.“

Und damit machte er sich über seinen gleichfalls eingetroffenen Salat aus Chicorée, Mandarinen und Krabben her. Denn feines Essen liebte der Fassdokter gleichfalls.

„Ich meinte doch nicht den Wein, sondern meine Bitte ...“, wagte der Jüngling einzuwenden.

„Ihre Bitte? Aber wozu wollen Sie denn sichtbar sein? Wer nicht gesehen wird, kommt auch nicht ins Gefängnis!“

„Wieso Gefängnis?“ erschrak der junge Mann.

„Das war eine Sentenz“, erklärte der Fassdokter.

Der Jüngling druckste herum: „Ja, gut, aber ... es ist so, dass ich ...“

Lambert nahm den zweiten Schluck: „Ja?“ fragte er dann.

Der Jüngling riss sich zusammen und sentenzte nun seinerseits: „Wer aber nicht gesehen wird, der wird auch nicht geküsst!“

„Wie heißt sie denn?“ fragte Lambert zurück.

„Gisela.“

„Mhm.“

„Ja! Und sie übersieht mich. Immer. Wenn ich vorbeigehe, bin ich Luft. Nicht weil sie mich nicht mag, sondern weil sie mich einfach nicht sieht. Und beim Tanzen sind alle anderen schneller.“

„Haben Sie ein Bild von ... von Ihrer Gisela?“

Der Jüngling sah sich ängstlich um, dann fingerte umständlich ein Foto aus seiner Brieftasche.

Lambert sieht das Bild – und sein Gesicht verfinstert sich. Dann neigt er sich zu dem Jüngling hinüber und raunt ihm zu: „Bist du ganz sicher, dass es angesichts dessen nicht von Vorteil ist, beides zu sein?“

„Beides – was?“

„Ungesehen und ungeküsst“, sagte Lambert und setzte sich aufrecht. Er griff nach dem Glas. Schließlich war es seine Überzeugung, dass im Wein Wahrheit liegt, weswegen, wenn er ihn trank, er zu einer Art Wahrsager zu werden glaubte.

„Nun ja ...“, sagte leise der Jüngling.

Der Fassdoktor dachte nach. Das machte er, indem er in seinen exotischen Kartoffelbrei hieb, der inzwischen bei ihm eingetroffen war, ummäntelt von Putenstreifen. Noch kauend gab er das Ergebnis bekannt: „Die Blüten des Weins, mein Lieber, sind viel unscheinbarer als die Blüten der meisten anderen Pflanzen. Ja, man könnte es fast übersehen, wenn der Wein blüht. Aber: Was wird nachher daraus!“ – und dabei zeigte er auf sein leeres Glas.

Der Jüngling verstand erst einmal nur die Hälfte und nickte. Da brüllte Lambert einfach wieder – und so rasch stand ein neues, gefülltes Glas bei ihm, als hätte es an der Theke auf ihn gewartet. Aber das hatte es ja schließlich auch.

Jetzt durfte der Jüngling nach der anderen Hälfte fragen: „Was meinten Sie denn mit den Blüten des Weins ...“

„Dass Sie, mein Lieber, offensichtlich genauso so unscheinbar sind, wenn man Sie immer übersieht. Aber – da bin ich sicher – auch aus Ihnen könnte einmal etwas werden. Wie aus den Weinblüten. Nur eben nicht bei Gisela!“

Sprachlos sah der Jüngling Lambert an: „Wieso denn nicht?“

„Weil Sie für Gisela denn doch noch zu unscheinbar sind! Kommen Sie wieder, wenn Sie nicht mehr Blüte, sondern reife Frucht, noch besser: wenn Sie Wein geworden sind!“

Jetzt wurde der Jüngling rot vor Ärger: „Das heißt, Sie schreiben mir kein Gedicht? Nichts, womit ich bei Gisela auffallen könnte?“

„Nichts. Denn nur aus Blüten kann selbst ich keinen Wein pressen.“

Da sprang der junge Mann auf, sein Stuhl stürzte um, der Jüngling rannte wutentbrannt hinaus. Übrigens ohne Lamberts Wein zu begleichen.

Erstmals setzte ich mich zu Lambert an sein Fass: „Das war mir ja eine schöne Sprechstunde, Herr Doktor, wenn die Patienten nicht zahlen!“

„Das geht auf Kosten des Hauses.“ hörte ich da die kräftige Stimme des Wirts, der an das Fass getreten war und Lambert den Nachtschisch brachte, das eigentliche Ziel, auf welches das bisherige exotische Menü hinauslief: einen Mangoshake, dessen Geheimnis – wie übrigens das des Fassdoktors selbst – in der entscheidenden Zutat bestand: dem fruchtigen Weißwein.

„Er ist nämlich Giselas Vater“, erklärte Lambert und wies mit dem Daumen auf den Wirt, „und außerdem darf ich als Geschäftsmann nicht nur kassieren, hin und wieder muss ich auch investieren!“

Wie Lambert das gemeint hatte, erfuhr ich erst fast zwei Jahre später, als ich mich – aus Gründen, die man hören wird – erneut in Würzburg befand und diesmal keineswegs zufällig das Quartier meines Weinstubenwirts bewohnte. Denn da betrat derselbe Jüngling das Wirtshaus, jetzt ohne rote Ohren und als angehender Dr. jur. auf dem besten Weg, erfolgreicher Rechtsanwalt zu werden. Strahlend trat er zu dem Fassdoktor: „Alles, was Sie heute essen und trinken, geht auf meine Kosten. Ich bin Ihnen nämlich noch die Rechnung von damals schuldig!“

Lambert nickte so selbstverständlich, als hätte er diesen Besuch längst erwartet. „Und was ist mit Gisela?“ fragte er, und dazu blinzelte er unschuldig mit seinen Augen.

„Hat mir auf der Straße zugewinkt, als ich kam. Aber das ist ja gar nicht mehr nötig. Denn ich bin längst keine unscheinbare Blüte mehr. Und hatte Ihre Hilfe gar nicht nötig ...“ – stolz trat der Herr Jurastudent beiseite, und Lamberts Blick fiel auf ein mondänes junges Weib mit ausgebuchtetem Pull-over, lackierten Fingernägeln und blondierten Haaren.

„So, so“, brummte er, „und sie heißt?“

Stolz antwortete der junge Mann: „Monika!“

„Monika, na bitte, das ist doch was Reelles ...“ und dann wieder dieses entsetzliche Brüllen: „Herr Wirt, Nummer vier!“ – die Erinnerung trieb den Fassdoktor wieder in die Arme des Rödelseer Küchenmeisters.

Nicht jeder bemerkt übrigens, was zwischen den Zeilen steht. Darum will ich lieber mit offenen Karten spielen, was der Fassdoktor in dem Fall jenes jungen Mannes ausnahmsweise leider nicht getan hat. Denn Gisela war für Lambert keine Unbekannte. Gisela war die Tochter des Wirtes.

Gut, das weiß man schon.

Aber Gisela war nicht nur das!

Doch auch dazu später, wenn es an der Zeit ist. Denn die Fäden schon zu Anfang zu sehr ineinander zu schlagen, schadet dem Gout des Ganzen; gäbe es ein Lehrbuch des Schriftstellerhandwerks, dieser Satz müsste darin übrigens seinen Ehrenplatz haben.



Morbus mercatoris depressi

oder: die Managerkrankheit

Einem anderen Fall aus der Zeit jenes ersten Besuches, als der Schaden meines Autos mein Schicksal lenkte, trage ich als nächsten vor. Damals schon sah ich im Fassdoktor übrigens nicht mehr als einen, der sich eben irgendwie durchschlug – mit seinen ganz eigenen Kräften und Gaben – wie ich selbst es ja gleichfalls tat. Denn Schreiben wärmt zwar die Seele, nicht aber das Zimmer, und aus der Feder fließt Tinte, kein Reichtum – wieder etwas fürs Lehrbuch für Schriftsteller. Der Fassdoktor und ich – waren wir etwa auch sonst womöglich seelenverwandt? Wer weiß. Allerdings war der Fassdoktor natürlich kein Künstler.

Nie habe ich ihn übrigens traurig oder verzweifelt gesehen. Er schien mit sich und der Welt im Einklang. Vielleicht kamen deswegen so oft Menschen zu ihm, denen es anders erging, wie jener, der eines Abends kam und fast ruppig sagte: „Bestellen Sie, was Sie wollen, ich zahle alles“ – und dieser Mann sah so aus, als könnte er sein Versprechen halten.

Man kennt es: Lambert brüllte, der Wirt nickte. Der Wein, der wenig später auf den Tisch kam, hätte manches Portemonnaie alt aussehen lassen.

„Heraus mit der Sprache!“ forderte Lambert ihn auf – und nahm sich seinen Salat aus Kartoffeln, Radieschen und Lachs vor.

„Ich habe Arbeit, mehr als mir lieb ist. Ich habe Geld, mit dem es mir wie mit der Arbeit geht. Insofern können Sie gern auch weiterhin mit Ihrer Stenorstimme den teuersten Wein ordern.“

Oho, dachte Lambert, der Kerl passt aber auf – dann grinste er heimlich, denn ihm war gleich eine Idee gekommen.

„Worüber machen Sie sich lustig?“ fragte der Mann scharf.

Sogar das Grinsen hat er bemerkt, dachte Lambert, dem kann man wirklich nichts vormachen. Zur Antwort nickte er, „ich dachte nur, ob Sie im Falle solcher Geldesfülle auch den ganz anderen Wein bezahlen könnten, der mir eben in den Sinn kam.“

„Es gibt keinen Wein, den ich nicht aus einer meiner Portokassen bezahlen könnte. Lassen Sie ihn ruhig kommen, wenn Sie mir nur auch raten können!“

„Womit?“ fragte Lambert direkt.

Der Mann sah dem Fassdoktor glatt in die Augen: „Kurz und gut: Ich bin Manager. Ich habe drei Sekretärinnen ...“ – nun sah Lambert kurz und scharf zu ihm hinüber – „... und einen Mercedes.“

„Ach, nur einen“, tat Lambert enttäuscht – und trank.

„Ja“, sagte der Mann, „der andere gehört meiner Frau; meiner Tochter habe ich letzten Monat den dritten geschenkt.“

Soviel Mercedesse wie Sekretärinnen, schoss es mir durch den Kopf, ohne dass diese Erkenntnis irgend etwas bewirkte. Aber man kann dem wenigstens entnehmen, dass ich längst zur Sprechstundenzeit höchst unauffällig aber genauso neugierig in der Nähe des Fasses saß und – schamlos lauschte. Wer das verurteilt, übersieht, was daraus wurde! Zum mindesten nämlich dieses Buch. Aber ja nicht nur das ...

Lambert winkte dem Wirt und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der runzelte die Stirn. Lambert flüsterte noch einmal, aber noch immer stand der Wirt wie angewurzelt vor ihm. Da gab ihm der Fassdoktor unterm Tisch einen kräftigen Tritt vors Schienbein. Der Wirt rollte ergeben die Augen, machte sich endlich davon – und schüttelte dabei den Kopf.

„Da bin ich aber gespannt, welches Kellergeschütz Sie jetzt auffahren lassen“, sagte der Manager spöttisch, „aber zur Sache: Wie Sie merken, müsste ich also glücklich sein, schließlich bin ich kerngesund und liebe meine Frau.“

„Und was war mit der Sekretärin, die ...“ – das Blau des Himmels hatte es dem Fassdoktor angetan. Oft schoss er aufs Geratewohl hinein, wie in diesem Falle, meist aber log er es nur herunter, je nach Anlass und Gelegenheit.

„Ach, hören Sie doch auf“, fiel ihm der Manager ins Wort, „das war doch nichts, das ändert nichts! Es war auch nur einmal.“

„Insgesamt – oder mit jeder?“

Mit metallischer Stimme scharrte jetzt der Manager: „Ich dachte nicht, dass dies ein Beichtstuhl ist ...“, – „... jedenfalls nicht“, brummte Lambert kauend dazwischen, der dem Fleisch zu Leibe gerückt war, „wenn man auf die Speisekarte sieht ...“, aber der Manager seinerseits ließ Lambert gleich-

falls nicht ausreden: „... zumal man dort auch seinen Messdiener nicht vors Schienbein tritt.“

Selbst das hat er also bemerkt, freute sich Lambert. Dann stellte er fest: „Trotz alledem sind Sie aber nicht glücklich?“

„Woher wissen Sie das?“

„Sonst wären Sie nicht hier!“

Da kam der Wirt zurück und stellte eine Flasche auf den Tisch, dazu zwei kleine Weingläser. Nein, nicht klein. Winzig. Ein Fingerhut wäre dagegen nahezu eine Karaffe. Es musste sich also um eine sehr alte, kostbare Flasche handeln, zumal der Wirt sie auf dem Weg zum Tisch mit einem Tuch behutsam sauber gewischt hatte, als hätte der Staub von Jahrhunderten darauf gelegen. Dann griff er zum Korkenzieher – den aber entwand ihm Lambert gleich, schob die Flasche samt Korkenzieher beiseite und trat den Wirt ein zweites Mal unterm Tisch. Der hatte gelernt – nahm den leergegessenen Salatteller mit und ging.

„Tatsächlich, und um es kurz zu machen: Ich bin depressiv, so behauptet jedenfalls mein Arzt“, ließ sich der Manager nicht unterbrechen, obwohl er alles genau beobachtet hatte.

Lambert schluckte seinen Bissen hinunter und sagte dann: „Depressiv‘ ist ein Wort wie ‚Virus‘. Die Ärzte benutzen es als Erklärung für den Patienten, wenn sie nicht weiter wissen.“

„Wissen Sie denn weiter?“ fragte der Mann.

„Vielleicht“, sagte Lambert leichthin – fuhr aber einstweilen seelenruhig zu essen fort.

Der Mann sah Lambert eine Weile zu. Dann nahm er seine Brieftasche heraus, legte einen Schein auf den Tisch, einhundert Euro, und sagte: „Wenn’s stimmt – gibt’s den obendrauf, zusätzlich zu Ihrem Honorar!“

Lambert stellte das Glas ab und schob den Schein zurück: „Das ist keine Sache des Geldes. Ich nehme außerdem kein Bargeld. Aber reden Sie gerne nachher mit dem Wirt über die genauen Usancen meines Geschäftes!“

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen den beiden Herren. Dann endlich nahm der Fassdokter die Flasche, die der Wirt gebracht hatte. „Meine Therapie für Ihre Depression ist, dass Sie diesen Wein probieren, den Sie nachher beim Wirt allerdings gleichfalls bezahlen müssen!“

STERNBÄCK



Fröding
A. Serratsvagns-
suppa € 2,90
* Smörgåsar, med
Gästgöran € 6,50
A. S. Serratsvagns-
suppa med smörgåsar
€ 7,90
A. S. Serratsvagns-
suppa € 4,90
A. S. Serratsvagns-
suppa € 2,90
A. S. Serratsvagns-
suppa € 1,90

Der Manager zog die Brauen ein wenig zusammen, „Therapie – Sie wissen doch noch gar nicht alles, was mich betrifft, und überhaupt ...“

Aber Lambert füllte nur eines der kleinen Gläser – und schob es ihm vorsichtig über den Tisch zu: „Nehmen Sie!“

Der Manager zögerte nur kurz – dann trank er, leerte das kleine Glas in einem Zug. Etwas anderes war bei dieser Gläsergröße allerdings auch kaum möglich. Und doch, dachte ich, mit einem derart kostbaren Tropfen geht der wahre Genießer anders um, wie mit einer lebensrettenden Infusion nämlich, also tröpfchenweise. Aber die Dinge des guten Geschmacks haben nun einmal das schwere Schicksal, sich in den meisten Gegenden dieser Welt in der Fremde zu befinden.

Der Manager schluckte den Wein ohne weiteres hinunter – wie kann man nur! – dann allerdings zögerte er ein wenig, murmelte schließlich: „Na ja, nicht schlecht, aber ...“

„Wie bitte ...“ – jetzt fuhr Lambert aber auf, „... nicht schlecht? Mehr nicht, mein Herr? Ich lasse Ihnen hier ein Getränk auffahren, dass selbst einen Lukullus hätte blass werden lassen, und Sie sagen – nicht mehr und nicht weniger als eben gerade: ‚nicht schlecht?‘“

„Und?“ fragte der Manager.

Lambert schüttelte fassungslos den Kopf, schob dem Manager ein Stück Brot zu und sagte: „Hier, essen Sie! Und dann machen wir das noch einmal!“

Der Mann aß. Der Fassdoktor füllte also das kleine Glas von neuem und schob es wiederum hinüber. „Halt, nicht trinken“, sagte er, „erst die Augen zu!“

Der Mann, das Glas schon in der Hand, schloss tatsächlich gehorsam die Augen.

„Und jetzt“, sagte der Fassdoktor, „nur riechen!“

Der Manager tat, was man ihm sagte.

„Und die Augen bleiben zu! Nur riechen!“

Der Mann roch.

„Und?“ fragte Lambert, „was riechen Sie?“

Lange roch der Mann an dem Wein. Seine Augen blieben dabei geschlossen. Dann stellte er das Glas ab, öffnete die Augen, warf nur einen kurzen Blick zur Flasche, ohne sie zur Hand zu nehmen, und sah nun Lambert fragend an.

„Trinken Sie!“

Der Mann trank, schmeckte, setzte das Glas ab – und starrte Lambert kopfschüttelnd an. Dann sagte er langsam und betont: „Wie gesagt. Nicht schlecht. Aber auch nichts wirklich Besonderes. Punkt.“

Mein Gott, was sind doch diese kulturlosen Manager für Banausen! Vom bloßen Zusehen wusste man es doch schon: Dies war ein ganz besonderer Wein, zugestaubt bis über den Korkstopfen, wer weiß, wie alt! Ohne Zweifel hatte ihn der Wirt extra aus seinem Keller geholt, da gab es sicherlich einen verschlossenen Schrank, zu dem allein er den Schlüssel besaß, und darin bewahrte er seine größten Schätze auf! Zur Entschuldigung dieses geschmacklosen Kulturschänders, der da den Nagel, der ihm so breit wie ein Pfahl gereicht worden war, nicht einmal annähernd auf den Kopf traf, kann ich nur anführen, dass nicht jeder mit dem Wein so vertraut ist wie ich, denn in ihm, dem Getränk der Götter, liegt nicht allein die veritas, sondern auch ihre Schwester, die sapientia, vor allem aber – die Poesie!

Ich sagte wohl schon, dass ich Schriftsteller bin?

Lambert jedenfalls strich sich nachdenklich übers Kinn, dann nickte er zu meiner Überraschung, kramte in seiner Umhängetasche, aus der er eine Mappe zog. Die öffnete er und blätterte in der Masse von Zetteln, welche die Tasche enthielt. Schließlich zog er einen davon heraus und reichte ihn seinem „Klienten“: „Hier das Rezept gegen das, was Sie eine Depression nennen!“

Der Manager blickte auf den Zettel und las. Dann steckte er ihn in die Tasche und sah für eine Weile an die rauchgeschwärzte Decke des Fasses. Plötzlich stand er auf, verharrte kurz, nickte Lambert von oben herab zu und sagte markig: „Donnerwetter!“ Danach ging er zum Wirt, bezahlte die Flasche und alles, was Lambert sonst getrunken und gegessen hatte, und legte auch den versprochenen zusätzlichen Schein auf das Lambertsche Konto. Dann ging er hinaus.

„Das muss ja ein Jahrhundert-Wein gewesen sein“, sagte ich kopfschüttelnd zu Lambert, kaum, dass der Manager draußen die Straße auch nur recht betreten hatte.

Lambert war durch die Geschehnisse im Essen unterbrochen worden. Das behagte ihm nicht, er hielt solche Unterbrechungen für kulturlos. Aber die Pasta mit Fisch und Krabben, die der Wirt eben auf seinen Tisch gestellt

hatte, entschädigte ihn, immerhin hatten die Meerestiere zuvor ausgiebig gebadet.

Ja, sicher. In Wein.

„Jedenfalls sollte er glauben, dass es sich um einen Jahrhundert-Wein handelte“, grinste Lambert dann über seinen dampfenden Teller hinweg frech zurück, „aber er hat alles durchschaut, mein Grinsen nicht übersehen und sogar die Tritte bemerkt, die ich dem Wirt unterm Tisch versetzte, selbst den zweiten. Also ließ er sich auch nicht davon beirren, dass der Wirt uns kleine Gläser brachte, als würde man diesen kostbaren Wein nur in winzigen Schlucken trinken dürfen. Dass der Wirt die Flasche mit einem Tuch abwischte, als läge darauf der Staub von tausend Jahren – ihn irritierte das nicht lange. Denn er ahnte den faulen Zauber ...“

„Welchen faulen Zauber?“

„Dieser Mann hätte als Manager nie Erfolg gehabt, würde er nicht den Anschein von der Wirklichkeit unterscheiden können. Das aber konnte er. Er hat es gemerkt: Trotz unseres Schauspiels war der Silvaner keine zwei Jahre alt, ein „Escherndorfer Lump“, vom Wirt nur rasch in eine seiner alten Flaschen umgefüllt, wie ich es ihm zugeflüstert hatte. Dieser Manager war hellwach, er war auch gar nicht depressiv – er war nur unausgefüllt, gelangweilt, er braucht eine neue, reizvollere Aufgabe!“

„Aber du hast ihm doch keine genannt?“

„Doch“, sagte Lambert und schob mir einen ähnlichen Zettel zu, wie er ihn eben dem Manager überreicht hatte, darauf stand:

„Die Biene, fleißig wie sie war,
hat Tag und Nacht und Jahr um Jahr
nur immer Honig angebaut.
Dann hat sie sich mal angeschaut
und fand ihr Leben plötzlich sauer.
Von Stund' an war die Biene schlauer.
Der Fleiß, der blieb. Der Honig auch.
Den hat sie fortan selbstvergessen,
statt ihn zu bauen – aufgefressen.
Ihr Leben war nun nicht mehr mies:
Sie fand es mild und zuckersüß.“

Was soll das denn, dachte ich professionell, holpriges Maß, verbogene Reime, dieses Versegestümper sollte einen Manager von seiner Langeweile geheilt haben? Schlimm genug, dass dieser Fassdoktor auf der Wiese der Medizin wilderte, warum schoss er seine Böcke auch noch auf dem Felde der Dichtkunst?

Lambert antwortete gelassen, als bemerkte er den kritischen Blick des Literaten gar nicht: „Er hat gemerkt, dass er nicht nur ein scharfes Auge und einen wachen Verstand hat, sondern – wenn er meinen gefälschten Wein entlarven kann, auch eine gute Zunge. Wie die Biene brauchte er eine neue, reizvollere Aufgabe!“

Und damit war Lamberts Teller leergegessen.

Tatsächlich: Wenige Monate später erfuhr ich aus der Zeitung, dass jener Manager sich überraschend aus seinem Betrieb zurückgezogen hatte und Sommelier eines namhaften Weinkellers geworden war.

Man wird es natürlich dem Schriftsteller zuschreiben. Die Kritiker werden über ihn herfallen wie eine Meute Hunde über einen Knochen und werden ihn mit scharfen Zähnen zersplittern und zerbeißen. Denn man glaubt solch simple Geschichten nun einmal nicht. So einfach geht es doch auf unserer Welt nicht zu, denkt man, und der Kritiker sagt es leider auch. Und schlägt den Autor folgerichtig zu Brei.

Dabei wäre ich der letzte, der solchem Urteil nicht zustimmen würde, dass nämlich das Leben meist viel kompliziertere und schwierigere Geschichten schreibt, solche nämlich voller Dramatik, Problematik und Tragik. Nur hat auch das Leben manchmal Urlaub. Und in der Leichtigkeit der Sommerfrische bringt es ganz andere Dinge zu Papier. Jedenfalls ist alles, was ich berichtet habe, vom ersten bis zum letzten Wort wahr.

Die Geschichte wäre nicht stimmig? Man wird nicht so mir nichts, dir nichts Sommelier? So einfach ginge es nicht? Ich bin dabei gewesen. Und es ging so einfach. Ein weiteres Wort fürs Dichter-Lehrbuch: „Das Leben schreibt Geschichten, die kann sich niemand ausdenken!“ Übrigens: Auch von diesem Manager wird man noch hören.

Nachher nahm ich den Fassdoktor beiseite: „Verzeihung, diese Pasta mit Fisch und Krabben ...“

„Ja“, sagte er, „die Krabben müssen wirklich frisch sein.“

Das weiß man natürlich, ich hatte etwas anderes gemeint: „Diese Pasta ... also, rundheraus: Diese Pasta war – schwarz!“

„Ja, mit Sepia-Tinte gefärbt – und!“

Ich war sprachlos. Dann gleich wieder nicht: „Woher verstehen Sie eigentlich so viel von diesen Dingen ...“

Der Fassdoktor ließ mich mit dem Satz stehen: „Ich nehme an, jetzt meinen Sie das Kochen. Wer nicht kochen kann, ist kulturlos!“

Spätestens jetzt ahnt man, was dieser Fassdoktor unter „Kultur“ verstand!

Ich schließe das Kapitel dennoch beschämt: Ich kann nämlich nicht kochen.

